

betroffenen Deutschen in den Blick, denen sie als das „Nürnberg des kleinen Mannes“ erschien (S. 176). Viele fühlten sich ungerecht behandelt, und rasch schwand der Rückhalt bei der Bevölkerung. Angesichts der allgemein düsteren Zukunftsaussichten nahm man die Überprüfung jedoch sehr ernst, da sie durch den Verlust der Arbeitsstelle oder ein Berufsverbot nachteilige wirtschaftliche und schlimme emotionale Folgen zeitigen konnte (S. 191).

In einer Fallstudie über den Altkreis Hersfeld befasst sich der Autor mit den Gegebenheiten vor Ort im ländlichen Raum. Demnach traten vor die Spruchkammern zumeist Männer im besten Berufsalter, die an ihre Karrieren vor 1945 anknüpfen wollten und meist reüssierten. Viele der von ihm genannten Hersfelder Akteure hat Dack mit Pseudonymen versehen, auch sonst werden die damaligen Verhältnisse ziemlich verkürzt dargestellt. Solche Ungenauigkeiten gibt es auch bei den Ausführungen über Marburg im Frühjahr 1945 (S. 116, 122). Bei der Darstellung der (verfehlten) Kritik der US-Presse an der Einsetzung von Franz Oppenhoff als Aachener Oberbürgermeister 1944 (S. 91 f.) hätte der Verfasser darauf hinweisen müssen, dass dieser durch Nazi-Fanatiker ermordet wurde. Sprachliche Fehler im Deutschen (wie Untersuchungschüsse, S. 150, Datenschutzgesetz, S. 152, Neuer Tageblatt, S. 166) sind selten.

Im „Writing Away Culpability“ überschriebenen fünften Kapitel widmet sich der Verfasser mit einem Seitenblick auf die damalige Denunziationspraxis den ungewollten Auswirkungen des Fragebogenverfahrens. In ihren Äußerungen „zogen sich viele Deutsche auf ihr Trauma und ihr Leid zurück“ (S. 248) und orientierten sich dabei an der Wortwahl in den Formularen, wenn sie über ihren (vermeintlichen) Widerstand bzw. Differenzen in Bezug auf gewisse nationalsozialistische Zumutungen berichteten. Auf diese Weise benutzten sie ihn, um „ihre Lebensgeschichte

mit möglichst großem Abstand zum Nationalsozialismus umzuschreiben“ (write Nazism out of their lives, S. 259).

Die Allgegenwart (inclusivity) und auf Graswurzelebene durchgeführte Überprüfung habe sichergestellt, „that a permanent non-Nazi imprint was left on German society“ (S. 5). Dem Verfasser ist es gelungen zu zeigen, dass der Fragebogen letztendlich einen Keil zwischen die Deutschen und den Nationalsozialismus getrieben hat (S. 251 f.). Somit erscheint er im Rückblick auch als „erster entscheidender Schritt“ individueller Vergangenheitsbewältigung (S. 263). Die gleich zu Beginn des NS-Regimes einsetzende Praxis eines von Sanktionen begleiteten Fragebogenausfüllens bleibt leider weitgehend außer Betracht. Doch sollten künftige Studien hier ansetzen, um einen Vergleich der Nazifizierungsmaßnahmen im „Dritten Reich“ mit der alliierten Entnazifizierungspolitik vorzunehmen. Zusammen mit weiteren neuen englisch- und deutschsprachigen Monografien hat dafür nun auch Dack belastbare Grundlagen geschaffen.

Klaus-Peter Friedrich

Sebastian Lotto-Kusche: Der Völkermord an den Sinti und Roma und die Bundesrepublik. Der lange Weg zur Anerkennung 1949–1990 (= Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 125). De Gruyter Oldenbourg Verlag, Berlin/Boston 2022, VIII, 264 S.

Die 1970er- und 1980er-Jahre gelten in der Forschung zur Erinnerung an den Nationalsozialismus und zur Anerkennung des Genozids an Sinti und Roma als Umschlagpunkt in mehrfacher Hinsicht. Mit ihnen werden sowohl der emanzipative Aufbruch der Bürgerrechtsbewegung als auch die erste politische Benennung des Genozids verbunden. Daran knüpft *Sebastian Lotto-Kusche* mit seiner Studie an, die auf seiner Dissertation an der Humboldt-Universität zu Berlin

basiert. Er fragt, was die Thematisierung des NS-Genozids an Sinti und Roma in der bundesdeutschen Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft über Jahrzehnte verhindert hat und wie die Anerkennung schließlich eingeleitet wurde. Dabei hebt er auf einen Wandel von einem „kriminalpräventiven“ hin zu einem „genozidkritischen Denkstil“ ab, dessen Kern er auf die Jahre zwischen 1979 und 1982 datiert. Ziel seiner Untersuchung ist es, diesen Wandel als Prozess nachzuzeichnen und ihm „empirische Tiefe“ (S. 9) zu verleihen.

Hierfür betrachtet Lotto-Kusche den Zeitraum von den 1940er- bis Ende der 1980er-Jahre, ergänzt durch einen Ausblick auf die 1990er-Jahre. Er konzentriert sich auf die bundesdeutsche Ebene und dabei auf die wissenschaftlichen, behördlichen sowie zivilgesellschaftlichen Diskurse. Anders als der Untertitel des Buches vermuten lässt, setzt er mit der Frage nach dem kommunizierten Wissen über den Genozid an Sinti und Roma während des Krieges ein. Hierfür wie auch vor allem für die Besatzungszeit arbeitet er die eklatanten Versäumnisse und die wirkmächtige Interpretation der NS-Verfolgung als kriminalpräventives Vorgehen heraus. Hervorzuheben ist der Abschnitt über zeitgenössische Zeugnisse von überlebenden Sinti und Roma sowie ehemals politisch Verfolgten. Zwar bezieht sich Lotto-Kusche hierbei auf existierende Sekundärliteratur, versammelt jedoch bisher verstreute Hinweise und widerspricht dem oftmals rezipierten Eindruck der gänzlich fehlenden Wissensbestände aus dieser frühen Zeit.

Der Umgang mit Sinti und Roma in den 1950er-Jahren war durch die anhaltende Deutungsmacht von „Zigeunerexperten“ wie Robert Ritter und Eva Justin geprägt, durch das Fortwirken des rassistischen Wissens in der kriminalpolizeilichen Praxis sowie durch eine gänzlich fehlende Anerkennung von Sinti und Roma als Gegenüber. Auch das Münchner Institut für Zeitgeschichte, so

zeigt Lotto-Kusche, setzte durch Gutachten und Publikationspolitiken der Interpretation, Sinti und Roma seien aus kriminalpräventiven Gründen verfolgt worden, wenig entgegen. Einerseits stellten die IfZ-Mitarbeiter „Zigeunerexperten“ aus der Ethnologie und Kriminologie nicht infrage, sondern protegierten sie vielmehr wie im Fall von Hans-Joachim Döring. Andererseits hatten sie ihren Anteil daran, dass 1963 die Grundsatzentscheidung des Bundesgerichtshofs über den Zeitpunkt der rassistischen Verfolgung und daraus erwachsene Entschädigungsansprüche revidiert worden ist.

Als Phase des „modernisierten Rassismus“ bezeichnet Lotto-Kusche die 1960er-Jahre. Am prominenten Beispiel von Hermann Arnold thematisiert er den Aufstieg einer neuen Generation von „Zigeunerexperten“, die kontinuierlich an alte Traditionen angeschlossen und das kriminalpräventive Denken erhärteten. Selbst erste differenziertere Untersuchungen, wie die von Lukrezia Jochimsen zur sozialen Lage von Sinti und Roma in der Bundesrepublik, Initiativen für eine stärkere öffentliche Thematisierung des Genozids wie die von Hermann Langbein im Vorfeld des Frankfurter Auschwitz-Prozesses oder ein kurzzeitig aufflackerndes Interesse an der Minderheit in der DDR vermochten die Deutungsmacht jener „Zigeunerexperten“ nicht zu erschüttern. Was indes das „Moderne“ am Antiziganismus der 1960er-Jahre war, vertieft Lotto-Kusche nicht.

Erste Brüche konstatiert der Verfasser für die 1970er-Jahre. Hierbei löst er am überzeugendsten ein, was er eingangs verspricht – nämlich oftmals angeführte Initialereignisse empirisch tiefer zu durchdringen. Dies gilt für den ersten Roma-Weltkongress in London 1971 sowie für Bemühungen von Sinti- und Roma-Interessenvertretungen um ein offizielles Gespräch mit Bundeskanzler Willy Brandt seit Anfang der 1970er-Jahre. Aufgrund der Quellenlage gelingt es ihm nun stärker, nicht nur „diskursprägende AkteurInnen“ (S. 3) der

Behörden, Politik oder Wissenschaften herauszufiltern, sondern auch jene der Sinti und Roma-Bürgerrechtsbewegung. Damit liefert er zugleich eine Frühgeschichte der international eingebetteten Selbstorganisation von Minderheitsangehörigen.

Um den Wahrnehmungswandel zwischen 1979 bis 1982 detailliert nachzuzeichnen, rückt Lotto-Kusche das Agieren der „Gesellschaft für bedrohte Völker“ in den Mittelpunkt. Ihre Gesprächs-, Veranstaltungs- und Publikationsstrategien bewertet er als gezielte Versuche, die Deutungshoheit bisheriger „Zigeunerexperten“ zu durchbrechen. Deren Glaubwürdigkeitsverlust Anfang der 1980er-Jahre sieht er zugleich als notwendige Voraussetzung dafür, dass die Verbände mit dem Bundeskanzler und dem Bundespräsidenten zusammentrafen und 1982 eine Anerkennung des Genozids erreichten. Die Verlagerung von Deutungshoheiten auf Minderheitsangehörige selbst bzw. auf den 1982 gegründeten Zentralrat Deutscher Sinti und Roma korrespondierte auch mit Veränderungen in der Forschung. Die angestrebte Abgrenzung zur bisherigen „Zigeunerforschung“, zeigt Lotto-Kusche abschließend, lavierte dabei zwischen neuerlich problematischen Ansätzen in der ethnologischen Tsiganologie, selbstkritischen Positionierungen in den Sozial- und Geschichtswissenschaften sowie Interessenkonflikten.

Lotto-Kusche hat eine Wissensgeschichte des nationalsozialistischen Genozids an Sinti und Roma vorgelegt und dabei auch der Geschichtswissenschaft einen wichtigen Platz eingeräumt. Damit schreibt er neben der politischen Anerkennungs- und Emanzipationsgeschichte der Minderheit zugleich ein überfälliges Stück Fachgeschichte. Seine Periodisierung des bundesdeutschen Umgangs mit dem Genozid und die Einbettung in übergreifende Prozesse des Erinnerns sind nicht das, womit der Autor Neuland betritt oder bisherige Annahmen über Bord wirft. Allerdings leuchtet er Schlüsselereignisse, mit

denen die Forschung zu Erinnerungspolitik und Antiziganismus seit einiger Zeit operiert, in ihrer Prozesshaftigkeit tief aus. Darin liegt ebenso die Stärke seines Buches wie im Herausarbeiten des Gewichts, das einzelne Akteure (wie etwa Karl-Heinz Kursawe oder Gustav Heinemann) für die Nicht-Anerkennung und Anerkennung hatten. Besonders aufschlussreich ist es, wenn Lotto-Kusche das ambivalente Nebeneinander tradierter Vorurteile und „genozidkritischen“ Wissens bei ein und denselben Akteuren beleuchtet. Dies liefert spannendes Material, um die Bedeutung der 1970er- und 1980er-Jahre hinsichtlich eines historischen Bruchs weiter zu diskutieren.

Yvonne Robel

Mitchell Dean/Daniel Zamora: The Last Man Takes LSD: Foucault and the End of Revolution. Verso Books, London/New York 2021, x, 242 S.

Michel Foucault ist ohne Zweifel einer der einflussreichsten Denker des 20. Jahrhunderts; seine Arbeiten werden bis heute kritisch analysiert und diskutiert. Aus historischer Perspektive interessiert dabei selbstverständlich auch die Genese seiner Texte und seines jeweiligen Interesses an bestimmten Themen oder Zeitfragen. Der vorliegende Band, dessen Teile in der Mehrzahl – lediglich beim vierten und sechsten Kapitel handelt es sich um völlig neue Abschnitte – bereits andersorts erschienen sind (vgl. S. x), widmet sich auf Basis eines scheinbar zentralen Ereignisses in Foucaults Leben seiner weiteren intellektuellen Entwicklung: Im Mai 1975 nahm der französische Philosoph in der südkalifornischen Wüste erstmals LSD – ein Akt, der sein Werk grundlegend beeinflussen sollte.¹

1 Vgl. auch Simeon Wade, Foucault in Kalifornien. Wie der große Philosoph im Death Valley LSD nahm – eine wahre Geschichte, Köln 2022.